

## Der Seefischverbrauch der Welt.

Die gemaltigen Gründe der Ozeane bergen unermeßliche Schätze an Nahrungsmitteln für den Menschen in Gestalt von Fischen aller Art. Während in früheren Zeiten meist nur die Küstengewässer ihren Reichtum hergeben mußten, werden seit der Einführung der Fischdampfer die entlegensten Gegenden des Meeres aufgesucht, wofür sie nur reich an Fischen sind. Infolge dieses Großbetriebes der Hochseefischer ist die Menge der in den verschiedenen Ländern verbrauchten Fische ganz ungewöhnlich gestiegen. Sie betrug im Jahre 1913 den ungeheuren Wert von 2,5 Milliarden Mark. An dieser Summe war Nordamerika bei weitem am meisten beteiligt, denn es lieferte nicht weniger als für 700 Millionen Mark Seefische, ihm folgt in weitem Abstand England mit 276 Millionen Mark, dann Rußland mit 200 Millionen, Japan mit derselben Summe, Frankreich mit 140 Millionen, Skandinavien mit 100 Millionen und Deutschland mit 51 Millionen Mark. In unserem Vaterlande sieht die Hochseefischer als Großbetrieb erst in ihren Anfängen, aber sie hatte schon einen gewaltigen Aufschwung genommen, denn nur sechs Jahre früher betrug sie nur die Hälfte dieser Summe. Wenn Deutschland den bisherigen eigenen Verbrauch an Seefischen selbst bedenken wollte, müßte es ungefähr viermal so viel Seefische fangen als bisher. Wenn wir annehmen, daß vor dem Kriege durchschnittlich für eine Mark vier Hund Seefische zu kaufen waren, was ziemlich stimmen dürfte, dann betrüge der jährliche Konsum der ganzen Welt an Seefischen 10 Milliarden Pfund oder 100 Millionen Zentner, eine ganz gewaltige Menge, die in jedem Jahr den Gründen der See entnommen wird, ohne daß der unermessliche Segen des Meeres dadurch eine merkliche Einbuße erleidet.

## Lehrerprüfung vor 200 Jahren.

Es ist bekannt, daß noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in diesen deutschen Staaten die Volksschullehrer neben ihrem Lehrberuf ein Handwerk betrieben. Einen Einblick in die Kenntnisse derjenigen Personen, welche sich um ein Schulamt bewarben, gewährt uns ein Prüfungsprotokoll über eine Lehrerverwahl in einem pommerschen Dorfe im Jahre 1729. Aus dem Protokoll über die Wahl ist hervorzuheben: „Nachdem auf geschicktes ästhetisches Vorgehen des bisherigen Schulmeisters sich nur fünf Liebhaber gemeldet, so wurde zunächst vom Ortspfarrer in der Kirche vor Augen und Ohren der ganzen Gemeinde die Eingabe mit drei Bewerbern fürgenommen und nach deren Verhandlung dieselben im Pfarrhaus noch weiter auf folgende Art und Weise geprüft: Johann Schütt, ein Kesselschmied von alhier, hat 50 Jahre des Lebens auf Erden gewandelt und hat drei geistliche Lieder gefungen mit ziemlichem Geißel. Nach dem Diktat drei Reiben geschrieben — ging an. Das Buchstaben betrifft, doch zehn Fehler! Des Rechnens nur im Abzählen erfahren. Martin Ott, Schuster alhier, 30 Jahre des Lebens alt, hat in der Kirche drei Lieder gefungen. Hat aber noch viel Melodie zu lernen, auch könnte seine Stimme besser sein. Das Lesen war anstehend, im Buchstaben machte er zwei Fehler. Des Rechnens ist er durchaus unerfahren. Friedrich Zoth, ein Unteroffizier in Schl., 45 Jahre des Lebens alt, hat zwei geistliche Lieder gefungen. Dreierlei Handschriften fertig gelesen. Gelesen und buchstabiert ging ziemlich. Katechismus — wohl inne. Vier Fragen aus dem Verstand — ziemlich. Nach dem Diktat drei Reiben, doch mit acht Fehlern. Rechnen — Abzählen und ein bisschen Substanzieren inae!“

Da man, wie es in dem Protokoll weiter heißt, dem Kesselschmied, fernermaßen er viel durch das Land streichen würde, nicht trauen zu können glaubte, der Kriegsdienst dagegen wohl die Fäden gegen die armen Kindlein zu stark gebrauchen würde, so wurde seines guten Rufes wegen Martin Ott einstimmig zum Schullehrer gewählt.

## Gräfin Lakbergs Enkelin.

44. Roman von Fr. Lehmann. (Nachdruck verboten.)

Ihre Anwesenheit war schließlich der Großmutter unentbehrlich geworden.

Nach Lutz' Tode war Yvonne nicht wieder in das steinhagische Haus zurückgekehrt. Es war ihr unmöglich, jetzt mit den beiden Tanten zusammen zu sein, deren neugierige, taktlose Fragen nach dem Vater sie zu hören. Deshalb hatte sie geschrieben, sie bitte, ihr fernbleiben zu ersuchen, da ihre Anwesenheit auf Burgau durchaus nötig sei.

Konstanz antwortete in lebenswürdigster Weise. Sie fähren ein, daß die Komtesse recht habe, sprächen ihr Bedauern aus über das jäh Dahinscheiden Barons Brändens und teilten ihr mit, daß sie beabsichtigen den Februar an der Riviera zu verbringen.

So, nun konnte Yvonne auch unter diesen Umständen ihres Lebens einen Strich machen!

Nach mehreren Wochen bekam sie von Justizrat Wendler die Nachricht, daß er Steinhagen für sie gekauft habe. Am 1. April sei das Gut zu übernehmen. Herr von Steinhagen sei mit der erzielten Summe sehr zufrieden, und er beabsichtige, sich im Osten des Reiches, neu anzukaufeu. Der Verzicht auf seinen Besitz sei ihm schwer geworden.

Davon war sie überzeugt, auch ohne, daß es ihr geschrieben wurde. Wozu sie doch, wie er damit verwaschen war!

Der Gedanke an ihn hatte sie auch in diesen letzten traurigen Wochen nicht verlassen. Wie würde sie ihn vermissen können, und ihre Augen wurden trübe und tränenvoll bei der Erinnerung an die glücklichen Stunden in seiner Gegenwart. Nun war auch das vorbei, sie würde ihn nicht mehr wiedersehen! Ach wie schätzte sie sich arm in ihrem Reichum, wie gern gäbe sie den hin, wenn sie sich den Geliebten damit erkaufen könnte!

Wie jetzt hatte sie der Großmutter nichts von ihrem Entschluß gesagt; länger aber wollte sie es nicht verheimlichen, um so mehr, da der Justizrat nun in einem Schreiben ihre Anwesenheit in der Stadt zu einer persönlichen Besprechung für erforderlich hielt. Herr von Steinhagen sei verreist, hatte er mitgeteilt, so liege durchaus keine Gefahr vor, daß ihr Zutrittsverbot verraten würde.

Diesen Brief gab sie der Großmutter zu lesen. Sie ertrug deren prüfenden Blick, aber ein heißes Rot stieg ihr in das weiße Gesicht.

„Besshalb hast du das getan?“

„Weil ich Herrn von Steinhagen das Gut erhalten wollte. Ich weiß, wie er daran hängt.“

„Yvonne, so etwas Außergewöhnliches tut man nur um einen Mann, den man — liebt.“

## Richtiges Essen.

Wir leben nicht, um zu essen, sondern wir essen, um zu leben. Dieser Satz wird zwar in allen Schulen und in allen Sprachen der heranwachsenden Jugend als eines der Leitmotive auf den Lebensweg mitgegeben, doch handeln die Jungen ebensowenig danach, als es die Alten taten. Die meisten Menschen krankten an drei Ernährungsstörungen: sie essen zu viel, zu oft und genießen eine mehr oder weniger einseitige Kost. Wer denkt daran, daß die Nahrung einzig und allein den Bestand unseres Körpers soll erhalten helfen, ohne daß ein Organ mehr als nötig zu leisten braucht? Nur die Zeit des Wachstums bedarf größere Nahrungsmengen, als der augenblickliche Körperbestand beanspruchen würde. Gewohnheitsmäßig würden wir dem Verdauungsapparat erhebliche Mehrleistungen auf. Dieser Umstand bedingt zunächst sehr häufig eine Einschränkung des Kauaktes. Gut zerlaut ist halb verdaut, das sollte mehr bedacht werden. Man läßt den Magen ohne Gnade und Warmherzigkeit der Unmäßigkeit frönen, und nicht, weil er der Säure ist, sondern der Gewalt weichend, läßt er nach. Das Sättigungsgedühl tritt erst nach dem „Zuviel“ ein, während Magen und Darm eine Mehrarbeit zu leisten haben, die dem Körper höchstens eine Minute tagüber zuführt. Der Schaden wird noch dadurch verdoppelt, daß die Mahlzeiten zu oft und in zu kurzen Zwischenräumen genommen werden. Statt der völlig ausreichenden drei Tagesmahlzeiten werden meist deren fünf genossen, so daß die Verdauungsmaschine tatsächlich keine Minute tagüber ruht. — Die bei solcher Lebensweise schwindende Spannkraft suchen wir dann durch „geeignete“ Auswahl der Speisen zu erhöhen. Fleisch und Eier werden wegen ihres hohen Eiweißgehaltes stark bevorzugt. Was aber die kräftige Nahrung noch nicht leistet, besorgt der Alkohol, der wieder beistehen soll, die Vergabe von reichlichem Verdauungssaft anzuregen, damit das „Zuviel“ und „Zuoft“ verdaut werden könne. — Mäßige Mengen Eiweiß, viel Gemüse — das ist die einzige, bedäunliche Ernährungsweise; einseitige Ernährung bewirkt Krankheit und Siechtum.

## Kommissbrot.

Im Frieden und Krieg galt das Kommissbrot bei der Zivilbevölkerung vielfach als ein Leckerbissen, als eine beim üblichen Bäckerbrot überlegene Qualität dieses unerlässlichen aller Nahrungsmittel. Soldaten, die nur Kommissbrot zum Essen erhielten, waren anderer Meinung und gaben einen Teil ihrer Bezüge gern ab, um dafür Geld oder andere, ihnen wünschenswerte Lebensmittel zu erhalten. War somit die Einkinkung des Kommissbrotes ziemlich klar, so wählten die meisten von denen, die Kommissbrot genossen, von dem Bie und Warum der Bezeichnung gar nichts. Das Wort stammt aus einer Zeit, da im Heerwesen noch das Französische vorherrschte, als nämlich Frankreich noch der „militaristische“ Staat in Europa war. Das französische Wort *commiss*, vom lateinischen *commissus*, bedeutete das Beauftragte, das Anvertraute, im Heeresgebrauch: das zur regelmäßigen Lieferung an Soldaten Zugerichtete. Wohl zu unterscheiden von diesem Wort ist *le commiss*, früher der Kommissar, seit 1818 der Geschäftshilfsgehilfe. In dem Kriegsbuch von Franzosperger finden wir 1566 die Ausdrücke in die *Commiss* greifen, aus der *Commiss* geben; ferner kommt das Wort 1617 im Teutschen Michel und 1650 bei Rolscheroda vor. In einer Zusammenlegung läßt es sich schon viel früher nachweisen, denn bereits 1555 heißt es in Widrams Rollwagenbuchlein *Commissmetzer* für *Landknecht*. Das Wort „Kommissbrot“ für Soldatenbrot läßt sich zum erstenmal 1598 nachweisen. Es scheint sich ziemlich schnell ausgebreitet zu haben und wurde sofort auch amtlich gebraucht. Unterm 21. Juni 1599 erklärte die Stadt Riedlingshausen, daß sie für die sponische Besatzung 24 *Matter Roggen* zu „*Commissbrot*“ verbacken hätte.

Auch bei *Kennich* (Schwedischer Krieg) kommt 1643 das Wort „*Commissbrot*“ vor. Man verstand von vornherein darunter das Brot, das den Soldaten als Teil der Ration von der Heeresverwaltung direkt geliefert wurde, das also eigens für sie angefertigt wurde, im Gegensatz zu dem Brote, das sie im Quartier etwa von dem Hauswirt oder auf Requisition erhielten. Wollte man das Wort verdeutscheln, so könnte man dafür *Rationbrot* oder *Soldatenbrot* sagen.

## Der Erzähler.

Die kostbarste Steinsammlung der Welt, die zugleich auch die schönste ist, besitzt ein Belgier namens *Drage*. Sie enthält nicht weniger als 6000 Arten. Man findet da Konzepte aus dem 16. Jahrhundert, Goldstücken aus der Schweiz, deutsche Weisen aus Venone und Porzellan, uralte Weisen aus Frankreich, die aus einer jetzt ganz unbekanntem Holzart gefertigt sind; ferner schwedische Kupfer- und Eisenweisen, russische Weisen aus Silber, Nidel und Malachit, türkische Weisen aus Glas, Metall und Ton, Karolische, Tibibulis und Dookas; mehrere Jahrhunderte alte italienische Weisen aus Terrakotta und Olivenholz, alte spanische Weisen, die einst von den Königen geachtet wurden und aus verschiedenen Holzarten und einer Steinart gefertigt sind, welche dem Meeresschaum gleich, afrikanische Weisen, die aus dem dunklen Kontinent von Forschern und Missionaren nach Europa gebracht wurden; echte chinesische Weisen von fast fabelhaftem Alter. Weisen, deren sich die Hindus in ihren Tempeln bedient haben; endlich amerikanische und besonders mexikanische Weisen aus Kieselstein und Carneol. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der Erfinder von Weisen die teuerste Tabakspfeife der Welt besessen hat, es ist die große Staatspfeife, deren Wert auf 2 Millionen Frank geschätzt wird. Sie ist mit Brillanten, Rubinen, Smaragden und Topalen überfüllt. Offenbar steht der Genuß, den das Rauchen aus ihr gewährt, im Verhältnis zu ihrer Ausstattung.

*Abbotsentnisse*. Die italienischen Rechtsanwält scheuen bei großen Schwindeleprozessen feinerlei Mittel und Kräfte, um auf die Geschworenen Eindruck zu machen. Ein bekannter abulischer Rechtsanwalt fing sogar einmal, als er in einem Totschlagsprozess eine Verteidigungsrede halten sollte, bitterlich zu weinen an; man lachte ihn, obwohl kein Mensch weinte, warum er weinte, zu trösten, bis er zu den Tränen, die sich um ihn geschart hatten, unter Tränen sagte: „Ich weine, weil ich beim besten Willen keine Worte finden kann, um einen Unschuldigen zu verteidigen.“ Die Geschworenen waren so erschüttert, daß sie den Angeklagten freisprachen. Ein anderer Anwalt hatte einen Mann zu verteidigen, der, bei einem Diebstahl, einen Mord begangen hatte. Diebstahl, abgemagert, von einem Freunde gestützt, erhob sich der Verteidiger vor seinem Richter und sagte mit schwacher Stimme: „Seit drei Tagen esse ich nicht; ich möchte den Hunger kennen lernen, um zu sehen, zu welchen Schandthaten er führen kann. Nun wohl, ich kann ich mir erklären, wie ein Mensch, der in Rot geraten ist und Hunger leidet, zum Diebstahl und zum Mord gelangen kann.“ Der Angeklagte kam mit einer ganz geringen Strafe davon. Und solcher Beispiele gibt es noch viel mehr: sie erreichen dort wenigstens immer ihr Ziel, ob sie in anderen Ländern mit gleichem Erfolg arbeiten könnten, sei dahingestellt.

*Und eigene Fleisch geschmeckt*. Fürst Peter Michailowitsch Wolkonoski stand während der ganzen Regierung des Zaren Alexander I. in hoher Gunst bei diesem; er durfte sich dem Zaren gegenüber manches erlauben, das einem anderen sehr übel bekommen wäre. Einmal sagte Alexander zu ihm: „Peter, ich möchte einem Freunde einen recht schönen Etod zum Geschenk machen. Ich habe da einen fantastischen Brillanten von reinstem Wasser und von seltener Größe; diesen Edel-

stein möchte ich oben in den Knopf des Stodes leben lassen. Verteile die Sache beim Juwelier.“ Wolkonoski widersprach. „Dieser Brillant“, sagte er, „ist zu teuer und selten, als daß Eure Majestät ihn zu solch einem Geschenk verwenden könnten. Wie käufte Eure Majestät, was dieser Edelstein wert ist?“ — „Wie sollte ich es nicht wissen!“ erwiderte Alexander: „aber bedenke, Peter, ich will ihn einem meiner treuesten Freunde zum Geschenk machen; für einen solchen Freund ist mir nichts zu kostbar und zu teuer. Wie ich einen schönen Knopf, mit lauter guten

Sie fürzte vor der Gräfin nieder und verbarg ihr Gesicht in deren Schoß. „Nicht daran rühren, Großmutter, bitte, nicht daran rühren.“

„Und so soll ich auch dich verlieren,“ murrte die alte Frau mit schmerzlicher Stimme.

Yvonne hatte es gehört und eine heilige Freude erfüllte sie. „Sie hob den Kopf, umfaßte die Großmutter fester und fragte sie:

„Großmama, würdest du darum trauern? Gelte ich dir etwas? Hast du mich denn ein bißchen lieb?“

„Frage mich nicht danach, mein teures Kind.“ Älterte sie bewegt, neigte sich über die Anwende und küßte sie auf die Stirn.

Da leute Yvonne den Kopf an die Brust der Großmutter, solange die Arme um deren Hals und sagte leise: „O, wenn Papa das noch erlebt hätte! Ich danke dir, Großmama.“

Und für die stolze Frau war es ein fremdes, eigenes Gefühl der Weichheit, den welchen Mädchenkörper am Herzen zu halten. Sie leute ihre Lippen auf das dunkle Haar der Enkelin, und sie gab sich ganz der Freude hin, sich von der Tochter ihres Sohnes angeleitet zu wissen, die durch ihre Lieblichkeit und Reinheit ihren Stolz und ihren Groll besiegt hatte.

„Ach werde immer bei dir bleiben, Großmama,“ sagte Yvonne ergriffen.

Liebfleisch streichelte die Gräfin die weiche Wange des Mädchens.

„Und Herr von Steinhagen?“

„Du hast ja gesehen, daß er fort will, weit weg! An mich denkt er ja nicht, und ich kann ihn nie vermissen!“

Acht Tage später reiste Yvonne ab. Es wollte Frühling werden. Allenthalben sproßte und grünte es, die Luft ging hell und klar. Bäume und Sträucher hatten ihre Knospen angelegt, und das geheimnisvolle Werden in der Natur erfüllte alle Herzen mit neuem Mut und neuer Hoffnung.

Der Justizrat war sehr zuvorkommend. Mit Entzücken blatte er auf das reizvolle Mädchen, auf dessen Gesicht die Farbe kam und ging, während er es in den Stand von Steinhagen einweihte. Nun sei aber noch eine Fahrt dahin nötig.

Yvonne protestierte. „Kein, Herr Justizrat, ich habe meine Gründe, daß ich nicht als Waise bekannt sein will.“

„Weiß ich, verehrte Komtesse! Ich habe deshalb Herrn von Steinhagen gesagt, daß der Käufer ein höherer Offizier ist, durch Krankheit seiner Frau augenblicklich verhindert, selbst zu kommen. Sie werben auf dem Gute ja niemand begegnen, da Herr von Steinhagen sowie auch die Damen verreist sind.“

„Aber die Mansell, die mich kennt, überhaupt das Personal! Ich bin doch verschiedentlich brauchen gewesen.“

„Denen sagt man, daß Sie Ihren Besitz nach

Steinhagischem Muster einrichten wollen. Wie sollten die darauf kommen, in Ihnen den Käufer zu sehen! So weit denken die gar nicht. Aber schon in meinem Interesse, Komtesse, muß ich Sie bitten, nach Tisch mit mir nach Steinhagen zu fahren. Sie nehmen mir dadurch eine Menge Arbeit ab. Zu kürzester Frist ist ja alles erledigt.“

Schließlich gab sie nach. Eine uneingestandene Sehnsucht zog sie selbst dahin, wo der geliebte Mann so gern weilt.

In ihren Gedanken versunken, bemerkte sie das lästige Augenwinkeln des Justizrats nicht, der sich lächelnd den grauen Bart frick, froh, daß sein Plan aller Voraussicht nach gelingen würde.

Denn auch er teilte die Ansicht der Gräfin. Das, was Yvonne getan, tut man nur für einen Mann, den man liebt.

Und über Luthars Empfindungen hatte er auch seine eigenen Anzeichen. Als er mit ihm über das fauchhafte Glück der früheren Gesellschafterin des Fräulein Konstanz gesprochen und einige scherzhaft Worte und Hinweise gemacht, da war Luthar schroff geworden. Man möge ihn in Ruhe lassen, er sei kein Mitgeschlicher, und wenn er vorher kein Interesse für die Dame gehabt, dann jetzt erst recht nicht.

Aber er war dabel rot geworden und unnötig erregt. Sein Blick war unsicher dem des väterlichen, älteren Freundes ausgewichen, und der seine Menschenkenntner wußte genug.

Und war es nach diesem ein Unrecht, so zu handeln, wie er vorhatte?

Er vermeinte ordentlich das Herzklopfen zu spüren, das Yvonne besiel, als der Wagen im Hofe von Steinhagen einfuhr. Er war ihr beim Aussteigen behilflich, und den Wortschwall der herbeigewickelten Mansell schnitt er kurz durch einige geschickt gewählte Worte ab.

Yvonne wurde in das Wohnzimmer geführt. Mansell Riets bestand darauf, sie müsse erst etwas Warmes genießen. Und sie fügte sich; sie setzte sich in den hohen Leberstuhl, der am Fenster stand und blickte hinaus in den Garten.

Ein weches Gesicht beschlich sie, als sie des vergangenen Herbstes gedachte. Welche zage, süße Hoffnungen da in ihr aufgeleimt waren, wie glücklich sie sich gefühlt! Und zum ersten Male kam ihr der Gedanke, ob sie recht gehandelt, Steinhagen zu kaufen, das mit so vielen Erinnerungen für sie verknüpft war. Die alte Wunde würde dadurch ewig brennen, denn sie würde Luthar ja nie vergessen können; zu tief war ihre Liebe.

Unwillkürlich feuchteten sich ihre Augen. Doch sie mußte sich beherrschen, denn der Justizrat trat ein. Er hatte erst noch einmal ins Bureau telephonieren wollen, wie er gesagt.

(Fortsetzung folgt.)